



Der Mensch in der Berufssarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1951

Erster Teil:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-93950)

ERSTER TEIL



J. F. Millet (Skizze)

Der Sämann (1850)

Die Säer

Erinnerung des Ritters von Hutten
an eine Begegnung mit Ulrich Zwingli

Gelassen schreitet dort im Ackerfeld
ein rüst'ger Mann, der späte Saat bestellt.

Schön ist ein jedes Werk das Jahr entlang,
am liebsten doch ist mir des Säers Gang . . .

Als ich mit Zwingli jüngst am Mahle saß,
erzähl't er etwas, das ich nicht vergaß.

Er sprach: „Das wilde Tal, das mich gebaß,
bringt weder Wein noch Frucht im wärmsten Jahr.

So kam's, daß ich gelebt der Jahre zehn,
bevor ich Egge, Pflug und Saat gesehn.
Da nahm der Vater mich zu Tale mit,
die Säer drunten zählten Schritt um Schritt
und streuten edlen Wurfs, geheimen Winks
die wundersamen Körner rechts und links.
Ich schaute die Gebärden allesamt,
streng und gemessen, wie beim heil'gen Amt,
und endlich fragt' ich mit erstauntem Wort:
,Vater! Was tun die Männer Frommes dort?'
Er lachte. ,Solches sahst du nie zu Haus!
Sie streun das Brot des lieben Gottes aus.
Was ist dir, Uli? Weinst du? Schäme dich!'
,Ei, Vater, es ist gar so feierlich.'"

Conrad Ferdinand Meyer

Der erste Farmer seines Landes

Hätten wir um 1780 herum durch das Fenster eines gewissen amerikanischen Gutshauses hineinschauen können, würden wir den Farmer selbst erblickt haben, wie er mit einer dicken Brille auf der großen Nase sorgfältig die Samenkörner von Rotem Klee und Gerste auszählte, immer hundert mit einem Bleistift zusammenschiebend. Seine Lippen werden gemurmelt haben: „Zweitausendneuhundertachtundneunzig, dreitausendeins, dreitausendzwei“ — — und so weiter, mit Interesse und unendlicher Geduld. In diesem Augenblick war er erst in zweiter Linie George Washington, ehemaliger Oberkommandierender der amerikanischen Armeen. In diesem Moment dachte er nicht daran, nicht an den Ruhm und die Ehren, mit denen man ihn überhäuft hatte. — Er sah allerdings für einen Farmer sehr majestatisch aus; keiner hätte sich über seine Würde einen Scherz erlaubt und keiner je gewagt, seinen Zorn ein zweites Mal heraufzubeschwören. Wenn er auch den Krieg haßte, so war er doch General und würde es immer bleiben. Aber er war auch ein Farmer, der an seine Arbeit wie ein Soldat heranging — wie der Feldmesser, der er einst war — wie ein Erfinder — und, mehr als alle seine Landsleute, wie ein Agrarwissenschaftler.

Jetzt wollte er zum Beispiel herausfinden, wieviel Samenkörnchen auf je ein Pfund seiner verschiedenen Getreidearten kamen. Denn wenn er das wußte, wußte er auch, wieviel Pfund Samen er auf einen Morgen Land aussäen mußte, um den besten Getreidestand auf seinen Feldern zu erzielen — nicht zu dünn und nicht zu dicht. Mit Fleiß und Geduld fand er heraus, daß bei Gerste 8925 Samenkörner auf ein Pfund kamen, bei Rotem Klee 71 000. Er mußte diese Kalkulationen machen, weil niemand sonst sie gemacht hatte. Er konnte sich nicht hinsetzen und an das Amt für Ernährung und Landwirtschaft schreiben; es gab keine landwirtschaftliche Beratungsstelle, keine Samenhandlung, keine Firmen für landwirtschaftliche Geräte, und er hatte keine Fachzeitschriften außer ein paar, die von England hereinkamen. Wenn er wissen wollte, wann er zu säen und wann er zu schneiden hatte, wie tief er pflügen mußte, wie seinen Samen reinigen oder seine Bäume spritzen oder seine Zucht verbessern, so mußte er es selbst herausfinden. Seine Nachbarn arbeiteten nach Überlieferung, Erfahrung oder „über den Daumen gepeilt“. Aber sie holten aus ihren Farmen nichts heraus; sie „kratzten sich ihren Lebensunterhalt zusammen“, lebten von ihren Schulden — oder zogen fort.

George Washington hatte wie manch ein Farmer vor und nach ihm eine stille, aber hartnäckige Liebe zu seinem Boden; er haßte Schulden, und er beharrte stur auf seinem Entschluß, kraft seines Verstandes und seines Willens Herr über die wankelmütige Natur zu werden. Die Probleme des Farmers George waren so zäh wie die Krüppelföhren, die auf den vernachlässigten Feldern seiner es sich leichter machenden Nachbarn aufschossen. Er besaß 3500 Hektar Land, wovon weniger als die Hälfte anbaufähig war, und selbst der bessere Teil war arm an Kalk, Nitraten, Phosphaten und Humus. Überall war eine Düngung dringend erforderlich. Wie Thomas Jefferson einmal von der Landwirtschaft in Virginia gesagt hat, ist es billiger, einen neuen Acker zu kaufen, als einen alten zu düngen. Darum zogen Amerikas Farmer immer weiter „gen Westen“. Washington hatte sich in Mount Vernon in Ost-Virginia verliebt, er dachte nicht daran, es aufzugeben, solange er sich darauf halten konnte.

Einige Virginier, die auf verbrauchtem Boden saßen, züchteten Sklaven wie Pferde zum Verkauf. Dieser Gedanke empörte den Farmer Washington. Er wollte die Sklaverei nicht, und er mißbilligte sie; aber er hatte sie ererbt wie das Land und sah keinen Weg, sie ganz zu umgehen.

Außerdem sah er sich einem Einfruchtsystem gegenüber — dem Tabak. Zwar war ein stabiler Markt dafür vorhanden, besonders in England. Aber nichts erschöpft den Boden so wie die gleichbleibende Belastung durch das „Kraut“. Heute weiß jeder, daß die richtige Antwort auf die Mängel des Einfruchtsystems der Fruchtwechsel ist. Als aber der Farmer Washington, nachdem er sich

zwanzig Jahre lang der Tyrannie seines Tabak-Agenten gebeugt hatte, damit begann, neue Sorten von Saatgut einzuführen, war er ein Pionier. Er kannte niemand, der erfolgreich mit König Tabak gebrochen hätte, und niemand machte seine hartnäckigen Versuche mit. Washington versuchte es mit allen Fruchtarten, von denen er hörte. Er begann Experimente mit Luzerne. Er wußte nicht, daß Luzerne am besten auf gut entwässertem Kalksteinboden gedeiht; und niemand konnte damals ahnen, daß durch umgepflügte Luzerne so gute Ergebnisse erzielt werden, weil an ihrer Wurzel Bakterien wachsen, die die Entwicklung von Stickstoff und damit eine Verbesserung des Bodens bewirken. Doch Washington hat trotz seiner Unkenntnis sehr gute Erfahrungen mit Luzerne gemacht und sie noch dreißig Jahre später angebaut. Er versuchte es mit Rippengras, Esparsette, Rotem und Weißem Klee. Er führte sogar, ohne daß man weiß, auf welchem Wege, einige chinesische Gräser ein und verzeichnete gewissenhaft ihre seltsamen Singsang-Namen. Er pflanzte Buchweizen, englisches Strahlengras und Hanf; er versuchte es sogar mit Baumwolle und hoffte auf Erfolg. Das einzige, was seine Nachbarn an Stelle von Tabak gelegentlich anpflanzten, war Mais. Zur Wiederherstellung der Fruchtbarkeit des Bodens fiel ihnen weiter nichts ein, als ihn brachliegen zu lassen und dann das Unkraut umzupflügen. George Washington hatte andere Ideen. Tabak kann man nicht essen, und er wollte nicht, wie so viele Farmer des Südens, Tag für Tag von gepökeltem Schweinefleisch und Maisbrot leben. Weizen wollte er bauen. Aber da Weizen den Boden aussaugt und, wie auch heute noch, leicht dem Getreidebrand, Rost oder der Hessenfliege anheimfällt, werden die Ernten immer kärglicher, wenn man ihn Jahr für Jahr in denselben Boden sät.

So setzte sich Washington, der gute Feldmesser, vor die genaue Karte seines Besitztums mit Papier und Bleistift, Kompaß und Lineal, teilte seine Felder ein und arbeitete einen Plan für den Fruchtwechsel aus. Er entwarf den Plan so, daß nebeneinanderliegende Grundstücke nach verschiedenen Zeittabellen behandelt wurden. Durch die Planwirtschaft wollte er errechnen, wieviel Geld ihm die einzelnen Grundstücke einbrachten und inwieweit er Verbesserungen einführen könnte. Er legte die Anbaufläche für Futter und die Weidefläche fest. Und endlich, nach jahrelangen Versuchen, hatte er seinen Fruchtwechsel heraus.

Im ersten Jahr pflanzte er Weizen, im nächsten Buchweizen, den er als Düngung unterpflügte. Darauf folgte wieder Weizen. Und dann säte er in drei aufeinanderfolgenden Jahren Gras und Klee. Er konnte diese Flächen als Weide benutzen und sein Geld in Gestalt von Ochsen- und Hammelfleisch, Milch und Butter hereinbekommen. Sein Fruchtwechsel erstreckte sich über sieben Jahre, wobei zuletzt Mais

und Kartoffeln kamen. Dann begann er von vorn mit Weizen. Er versuchte, den Einfluß des Einfruchtsystems zu brechen, und es gelang ihm. 1763 baute er 89 079 Pfund Tabak. Aber von diesem Jahr an schränkte er den Anbau mehr und mehr ein. An Stelle von Tabak sollte Weizen das Geld hereinbringen; Weizen, den er in seiner eigenen Wassermühle mahlen konnte.

Wenn Ost-Virginia für Weizen geeignet wäre, würde heutzutage dort mehr davon angebaut werden. Aber Washington konnte nicht über den Rand der Erde und nicht in die Zukunft schauen und die Weizenfelder Dakotas, Ost-Washingtons und Zentral-Kaliforniens sehen. Er ahnte nichts von der dicken, tiefschwarzen Humusschicht, von den Flächen ebenen Landes, die sich über Horizonte erstrecken, von Dampfpflügen, Mäh- und Bindemaschinen. Wenn er dies hätte sehen oder vorausahnen können, wäre ihm vielleicht der Mut zum Weizenanbau vergangen. Aber es hätte sein Herz höher schlagen lassen für das Land, das er liebte, rettete und gründete.

Er probierte jede Weizensorte aus, von der er hörte, oder die er aus Polen, Sibirien oder vom Kap der Guten Hoffnung einführen konnte. Er versuchte es mit Dinkelweizen und mit langgrannigem Weizen. Er zog Weizen auf trockenem und auf feuchtem Boden. Und es kam der Tag, an dem er Weizenähren in sein Wappen nahm. Er exportierte seinen Weizen meistens nach Westindien; und es geht die Legende, daß dessen Qualität so vorzüglich war, daß die mit „G. Washington“ gestempelten Mehlsäcke gar nicht erst auf Güte geprüft, sondern gleich zu Höchstpreisen verkauft wurden. Wenn dies, wie wir gerne glauben möchten, zutraf, so mußte es der großen Sorgfalt zugeschrieben werden, die er auf die Samenauswahl verwendete.

Wie der Farmer Washington entdeckte, wird der Winterweizen durch das wechselnde Tau- und Frostwetter des virginischen Klimas leicht aus der Erde geschwemmt. So kam ihm die Idee, eine schwere Rolle über den lockeren Boden zu ziehen, um den Samen fest einzupressen. Die Nachbarfarmer grinsten, aber er ließ sich weder beirren noch von der Überzeugung abbringen, daß sie mehr Weizen verloren als er. Er war auch der erste in Amerika, der Weizen in Reihen drillte, anstatt ihn auszusäen. Und natürlich erfand er einen Pflug. Manchmal müssen die Firmen für landwirtschaftliche Geräte denken, daß es zwei Arten von Farmern gibt: solche, die einen Pflug erfunden haben, und solche, die es bald tun werden. Die Erfindung des Generals war eine kombinierte Pflug- und Sämaschine. Der Samen befand sich in einer gelochten Drehtrommel, die hinter dem Pflug herrollte, wobei die Samenkörner durch die Löcher geschüttelt wurden wie Pfeffer aus dem Streuer. Zuerst hatte die Erfindung noch manchen „Haken“, aber der Pflüger Washington feilte geduldig einen nach dem anderen

ab. Er fand, daß man die Trommel nicht zu voll machen durfte, sonst verstopften sich die Löcher. Außerdem entdeckte er, daß die Samenkörner sich nicht so leicht einklemmten, wenn die Löcher trichterförmig gebohrt waren, mit der größeren Öffnung nach außen. Um zu verhindern, daß der Samen aus allen Löchern zugleich herausgeschüttelt wurde, brachte er um die Trommel herum einen Ledestreifen an, dessen Löcher denen der Trommel genau entsprachen; so wurden alle Löcher außer denen in Bodennähe blockiert. Dieser Streifen verursachte eine Menge Verdrüß. Er zog sich zusammen und dehnte sich aus, je nach dem Wetter, und Washington mußte noch eine Vorrichtung anbringen, um ihn zu straffen oder zu lockern. Aber der Vater seines Landes war zufrieden mit der selbsterfundenen Drillmaschine, und sie muß sich bewährt haben, sonst hätte er sie nicht weiter benutzt.

Auch als Viehzüchter ging der General, wie überall, einerseits methodisch, andererseits experimentell vor. Seine Schafe waren zu Anfang minderwertig — mager, mit spärlichem, kurzem Fell —, aber er führte einen englischen Widder für 60 Mutterschafe ein sowie eine Herde fetter Bakewellschafe. Auf diese Art verbesserte er seine Wolle und sein Hammelfleisch, bis der stolze Tag kam, wo er einen Ballen Tuch aus heimischer Faser weben lassen konnte.

In den Tagebüchern des Generals waren Zugpferde, wie die schweren Percherons zum Beispiel, nicht erwähnt; wahrscheinlich, weil es damals in Virginia noch keine gab. Die schwere Arbeit wurde von mageren Arbeitsochsen oder von Pferden, die als Reit- und Kutschpferde unbrauchbar waren, verrichtet. Aber der wißbegierige Mr. Washington hatte von den berühmten spanischen Burros gehört, und er wandte sich an den amerikanischen Botschafter in Madrid mit der Bitte, ihm je zwei „Jacks“ und „Jennies“, männliche und weibliche Tiere, zu verschaffen. Seinerzeit war die Ausfuhr von Maultieren aus Spanien gesetzlich verboten. Aber der spanische König machte bei diesem vornehmen Ausländer eine Ausnahme, und schließlich wurden ihm die Tiere übersandt, wenn auch unterwegs eines starb. So wurde Washington der erste Mann, der in der amerikanischen Landwirtschaft Maultiere einführte, die überall im Lande als achtes Weltwunder ausgestellt wurden.

Zu Washingtons Zeiten gab es nur Pfahlzäune, keine Drahtzäune, und, als besonderes Steckenpferd des Herrn auf Mount Vernon, Heckens und Hürden. Auch in seine Viehweiden brachte er dadurch System und teilte zur Erzielung einer gleichmäßigen Düngung sein Vieh in kleine Gruppen ein.

Die Düngung lag ihm so am Herzen, daß er auf sie ebensoviel Mühe verwandte wie auf einen Feldzug gegen General Howen oder

seine Antrittsrede als Präsident. Eine seiner Lieblingsfarmen nannte er „Muddy-Hole“ (Schlammgrube); dort holte er Jahr für Jahr den Schlamm wieder zusammen, der in ihre Niederungen geschwemmt worden war, und brachte ihn dorthin zurück, wo das Wasser ihn gestohlen hatte. Das war, wie jeder Farmer bestätigen kann, ein teurer Weg zur Bodenverbesserung; wie jedoch sein Gast Noah Webster berichtete, hat er gar oft sein Glas erhoben und es „auf den Schlamm“ geleert. Eine Zeitlang studierte er eingehend die Wirkungen aller Düngemittel, die ihm an Ort und Stelle zur Verfügung standen. Er probierte Pferdedünger, Kuhdünger, Schafmist, Laubmodder, Schlamm, Mergel und verschiedene Erdsorten auf seinen Versuchsgrundstücken für Weizen, Gerste und Hafer. Er verwendete große Sorgfalt darauf, daß alle Äcker gleichen Bedingungen unterlagen, damit er die Wirkung der verschiedenen Düngung vergleichen konnte. Und er fand, daß sämtliche Fruchtsorten am besten auf Schafdünger und einfachen schwarzen Modder reagierten.

Hat auch Washington in seiner Jugend keinen Kirschbaum gründlich ausgeschnitten, so hat er doch in seinen alten Tagen viele Kirschen geerntet. Er war ein begeisterter Züchter aller herkömmlichen Obstbäumsorten, und er interessierte sich sehr für die Früchte der amerikanischen Wildnis. Der große französische Botaniker André Michaut brachte Washington die Pecannuß aus ihrer Heimat Illinois, und so baute Washington als erster die feinste amerikanische Nußsorte an. Drei der von ihm selbst angepflanzten Nußbäume stehen noch, und auch dreizehn Stechpalmen, ein Maulbeerbaum, vier Rosskastanien, vier Ulmen, zwei Linden, zwei Kaffeebäume, drei Magnolien, drei alte Buchsbäume, sieben Eschen und zwei Buchen. Viele der Bäume, die er pflanzte, hegte und liebte, sind jetzt verschwunden. Auch Scheunen sind verschwunden, und von der Mühle, wo „G. Washington“ sein feines Mehl mahlte, steht auch jetzt fast nichts mehr. Einige Farmen wurden von dem Mount-Vernon-Besitz abgetrennt, und von denen, die zur Gedenkstätte des Volkes gehören, ist keine bewirtschaftet. Die ehrfurchtsvollen Wächter von Mount Vernon bemühen sich heute in erster Linie um das Haus und die Rasenflächen, die Buchsbaumhecken und Irrgärten, die Blumengärten und Bäume.

Aber etwas wird niemals vergehen. Das ist George Washington selbst. Er scheint noch immer über seine Felder zu gehen oder am taufrischen Morgen darüber zu reiten, er, der sein Land so leidenschaftlich liebte, der keinen seiner vielen Titel so hoch achtete wie den des Farmers und der diesen Beruf zu einer praktischen Wissenschaft und lebendigen Kunst erhoben hat.

Donald Culroß Peattie (1946)

Schnitterrast an der einsamen Eiche

Septembernachmittag. Sommerheiß.
Tiefstille überspinnt die Koppeln.
Des mächtigen Baumes Schattenkreis
liegt schwarz, wie Fleck, auf weißen Stoppeln.

Der Schnitter bringt den müden Leib
der Eiche kühlen Dämmerungen.
Vom Dorfe brachte ihm sein Weib
das Mittagessen und den Jungen.

Vom Vater sieht der Baum den Sohn
und Glied auf Glied die Kette schmieden
und hört, wie lange Jahre schon
der Sense immer gleichen Frieden.

Detlev v. Lilienclou

Mittagsstunde im Dorf

„Häst hört, Hannes, de Verwalder hätt all'n Stücke fievmal up uns
flaut. Dat 's Middag, Jung!“

Hannes zieht seine Pflugleine an und sieht sich um.

„Kirls, künnt Jü denn avslut ni mehr hören?“ Und wieder der lang-
gezogene Pfiff, der in der Dienstsprache „Utspannen“ bedeutet.
Aber mitten „up dat Stück“ darf beileibe nicht ausgespannt werden.
Erst heißt es umkehren und auf der anderen Seite wieder bis zur
Fußwende hinabpflügen. Es ist, als ob auch die Pferde wissen, woran
sie sind; in bedeutend schnellerer Gangart legen sie die hundert
Schritte bis zum Knick zurück, wo die Lenker der übrigen Gespanne
sich schon eine Zeitlang mit plötzlich notwendig gewordenen Ar-
beiten beschäftigt haben, um, wenn das Zauberwort „Middag“ er-
tönt, gleich bereit zum Ausspannen zu sein. Detlev Nielsen steht am
Zaun, schneidet sich grüne Zweige von den Haselbüschchen, die beim
Brache pflügen als Merkzeichen eingesteckt werden, wo der Pflug
auf einen Stein gestoßen ist, damit er ausgegraben und fortgeschafft
werden kann. Fritz Wichmann kratzt noch immer an seiner Pflug-
schar herum, trotzdem sie bereits spiegelblank ohne Erdballen und
Wurzelfasern blitzt, und dem Willem Andrees, dem der Beiname
„Tüderbüx“ wundervoll zu Gesicht steht, ist es urplötzlich einge-
fallen, daß er eigentlich den ganzen Vormittag mit viel zu langen
Strängen gepflügt hat, und nun probiert er hin und her, sie abwech-
selnd zu kurz oder zu lang machend.



F. Boehle

Bauernpaar nach der Arbeit (1896)

29. Schuljahr

„Hop, hop, torüg!“ Alle Pflüge werden rückwärts gezogen. — „Ja, Verwalder, wat ik man seggen wull“, — Willem Andrees hat noch etwas außer Rippen und Speck auf dem Herzen — „min Plogschar is all so stuf, dat ik da nit mehr mit to hüt abend plögen kann. Ok dat Langisen hätt nix mehr öwer!“ — „Kirl, woför häst du dat denn ni güstern abend avschruwt un de Jung mit na de Smäh geven? Wat vun Plog häst du? Nummer fiv? Na, das paßt nuch gerade, dat da twee Scharen to sünd. Denn kannst du din losmaken un de annern hüt Namiddag mit herut nehmen. Awers dat Langisen is noch dusend scharp nog!“ —

Mit betrübten Blicken sieht Willem dem Davonreitenden nach. Das hat er nun davon. Denn es dauert seine Zeit, bis er die eingerosteten Schrauben losgedreht und die Schar mit einem Stück Sackband am Siel seines Handpferdes festgebunden hat. Da biegen die anderen schon in das Torloch ein, das auf die Landstraße führt. Ach wat, ik riskier dat! Hü, Lide, Lodde, und mit vieler Anstrengung gelingt es Willem, die Pferde in Trab zu bringen und so die verlorene Zeit nachzuholen. Dabei aber späht er ängstlich umher; denn Trabreiten, wenn es von der Feldarbeit heimgeht, ist ein für allemal streng verboten. „Du büst sach bi de Kunstriders in de Lehr wesen?“ fragt Detlev, der Spötter in der Schar der Knechte, den späten Ankömmling. „Wofür meinst dat?“ — „Herrjeh, ik dach, wenn so 'n Stolterfot Drav ride kann — ut di sülen kannst du dat seker ni hebb'n!“ —

An der Spitze des Zuges reitet Franz Rothe, der Vorknecht. Er und sein Hintermann Magnus Swensen unterhalten sich angelegentlich über ihre Pferde. Jeder entdeckt an denen des anderen alle möglichen Schwächen und Gebrechen. „Mit die Ida is dat rein garnix. De ward to sweten, wenn se nemal um das Stück plögt hätt.“ — „Dat magst du wull seggen! Ik plög ok tweemal herum“, wendet Rothe den Spieß, „wenn du noch ni mit dat irste Mal ferri büst“. Der andere tut, als habe er die Äußerung seines Gegners gar nicht vernommen und beginnt mit viel Gefühl eine augenblicklich sehr beliebte Melodie zu pfeifen:

„Schönster Schatz, du tust mich krä-änken,
viel tausendma — a — al in einer Stund . . .“

begleitet Hinnerk in klagenden langgezogenen Tönen. Er weiß, daß er gut singt. Eben tragen die Meiereimädchen die Milchbüttchen zum Auslüften unter die alte Kastanie und schauen lachend den Reitern zu, wie sie alle miteinander die Pferde in den Teich lenken.

Die durstigen Tiere trinken minutenlang, ohne abzusetzen. Einige stecken die Schnauzen so tief hinein, daß Wasser in die aufgeblähten Nüstern dringt und kleine Blasen an die Oberfläche steigen. „Dammi jo!“ Rothe trocknet sich den Schweiß von der Stirn. „De reine Gewitterluft!“ „Ah, nix da! Det wär mi denn 'ne nette Smeereri, wenn ik morge schall rundeggen. Verqueckt ist de Knüll achter de Au so,

dat dat Eggen ok bi dröge Wetter de reine Swinkram ist", knurrt Detlev. Willem, der sich darauf zu gute tut, „to Sid eben as Fräulein“ reiten zu können, hängt seiner Lieblingsbeschäftigung nach, er starrt mit runden Augen und halboffenem Munde vor sich hin; da plötzlich fängt ein Pferd an, mit den Vorderfüßen im Wasser zu scharren, und hat sich in die Knie gelegt, wobei denn auch der Reiter vom Bad sein redlich Teil abbekommt. Die Heiterkeit hält noch an, als sie längst den Hofplatz hinauffreiten.

Hufklappernd geht es bis vor die Stalltür. Die Knechte springen von den Pferden und lassen sie einzeln in den Stall laufen, wo jedes seinen besonderen Stand zu finden weiß. Ihre Herren folgen ihnen und legen ihnen statt der schweren Zäume die ledernen Krippen-Halfter an. Jedes Pferd erhält zu seinem Häcksel sein bestimmtes Maß Hafer, den der Verwalter so sorgfältig abzuwiegen pflegt, daß es mancher pferdefreundlichen Seele ein vorwurfsvolles „So genau is to genau“ auspreßt.

Und dann, als die Tiere prustend und behaglich mahlend an den Krippe stehen, rüsten sich die Leute durch Instandsetzen ihres äußeren Menschen auch ihrerseits zum Mittagsmahl. „Fritz, du büst an de Reeg, dat Water tu'm Waschen to holen!“ Der Angerufene geht willig, den schweren Eimer an der Hofpumpe zu füllen. Beim Torechtmaken jammert Magnus Swensen laut über den zerbrochenen Spiegel, in dessen Scherbe er immer nur einen Bruchteil seines blonden Haarschopfes erspähen kann. In gewaltigen Sätzen jagt er dann den Kameraden nach, die er gerade an der Eßstubentür einholt. „Na, nu lop mi man ni in'n Dutt. Büst wull bang, dat du dat lüftste Part Speck kriegst“, erkundigt sich der angerannte Hinnerk. Heute am Donnerstag gibt es immer Erbsen und Speck, ein Gericht, das von allen sehr geschätzt wird. Erst als der Zeitpunkt eingetreten ist, wo ein Sattwerden nicht mehr so ganz aus dem Bereich der Möglichkeit zu liegen scheint, wird die Unterhaltung lebendiger. Hinnerk wippt mit der Bank, daß sie beinah umschlägt, und ruft dadurch einen allgemeinen Sturm der Entrüstung hervor, der sich in zahlreichen: „Ach Minsch, wat schall dat, kannst uns ni in Freden eten laten“ Luft macht; selbst der alte Kuhhirte gibt mit seiner heiseren Stimme ein unwilliges „Ham, ham, muß ni“ von sich, wobei seine zitternden Hände, einen festen Halt suchend, nach der Tischplatte greifen. Dann beginnt Franz Grothe mit erhobener Stimme Willems Teichgeschichte vorzutragen, etwas abenteuerlicher ausgeschmückt und von anschaulichen Bemerkungen der Dabeigewesenen begleitet.

Der Vorknecht sieht nach der Uhr. „Kinners, des ward so bi lütte Tid.“ Quer über den Hof zum Stall gehend, treffen sie mit dem Postboten zusammen; er bringt die „Eckernförder Zeitung“, die von den Knechten gemeinschaftlich gehalten wird. Rothe als der Meistberechtigte nimmt sie in Empfang, wirft aber noch keinen Blick hinein, ehe die Pferde mit neuem Futter versorgt sind. Dann wird

die Zeitung verteilt — der Vorknecht behält vorläufig das Hauptblatt, die Beilage bekommt Fritz Wichmann, und Detlev wirft sich mit dem Bruchteil eines wundervollen Schauerromans auf sein Bett. Die anderen müssen warten, bis jemand seinen Teil ausgelesen hat. Diese verkürzen sich die Zeit durch schlafiges Duseln in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, die sie auf den schmalen Wandbänken einnehmen. Willem liegt am bequemsten. Er hat sich Stroh vor die Vorderfüße seiner Lodde unter deren Krippe gelegt, und er braucht nicht zu fürchten, das dritte Futter zu verschlafen; Lodde ist viel besser als eine Weckuhr. So bleibt es wohl eine Viertelstunde ganz still im Stall; ab und zu rasseln die Halfterketten.

Allmählich stellen sich die Tagelöhner ein, die sich immer in der Stallkammer versammeln, um Weisungen über die ihnen zugeteilten Arbeiten entgegenzunehmen: ein verhängnisvolles Zeichen, daß das Ende der mittäglichen Ruhepause da ist. Eben tritt auch schon der Verwalter in den Stall. Es wird lebendig in der Kammer. Die Knechte treten gemessenen Schritts an die Stände ihrer Gespanne, um die Zäume anzulegen. Pferdehufe klappern, dazwischen „Hopp, hopp“ und „Wille hier, du Racker“. Willem rennt und sucht seinen Beizügel, den Detlev ihm heimlich in die Jackentasche gesteckt hat.

Und dann ziehen sie in langer Reihe hinaus in die Mittagshitze. hinaus in die Feldarbeit.

Helene Voigt-Diederichs

Ein Mohnwunder

Der Windischleuber Abend kommt von Knau
die Birken-Höhle her am Gottes-Acker
ein alter Mann, — und kennt den Weg genau —
und saugt am Pfeifen-Rohr — und schreitet wacker;
im Weidenkorb für jeden Bauernhof
bringt er ein Päckchen Schlaf herausgetragen,
und einen Tod auch für den alten Jof
trägt er im Korbe, sorglich eingeschlagen. —

Der greise Knecht kennt seines Zeigers Stand
und kann doch nicht den rechten Frieden finden,
im Leeren tastet rastlos seine Hand,
als ob dort Sterzen eines Pfluges stünden,
er sucht nach Arbeit, denn es quält ihn sehr,
ob er in siebzig Jahren Säen und Mähen
genug getan an Mühen und Beschwer,
um vor dem Bauern-Gotte zu bestehen.

Da knarrt das Straßen-Tor . . . da fragt's im Hof . . .
da tappt's die Treppe her mit fremden Schritten . . .
Ein alter Mann tritt ein: „Gunabend, Jof,
ich hab' dir ein paar Mohne abgeschnitten,
denn jedem Tropfen Schweiß, der niederfloß
von deiner Stirn auf deines Bauern Erde,
heut abend dunkelrot ein Mohn entsproß,
damit dir jetzt der Heimweg leichter werde!“

Den Heimweg kennt der alte Knecht genau!
Mühselig wankt er an des andern Seite,
und wo die Birken-Hohle führt nach Knau
steigt er zum Friedhof, jenem im Geleite.
Der alte Jof hält manchmal keuchend an,
doch trotz der Müdigkeit in Kreuz und Lende
trägt er den Achtel-Korb dem fremden Mann,
denn was ein Knecht ist, braucht was in die Hände.

Nun schaut er um, — da ist sein Tagewerk,
das ärmliche, in Wundern aufgesprossen,
tiefrot blüht hin der Weg nach Gerstenberg,
auf alle Felder ist's wie Blut gegossen,
und rot die Wiesen bis zum Pleißen-Lauf, —
da ist sein Herz von Sorgenqual genesen,
hoch hebt der alte Knecht die Hände auf:
„Es sind der Tropfen Schweiß genug gewesen!“

Börries v. Münchhausen

Bäuerliche Erinnerungen des Heimatdichters

Timm Kröger aus Haale bei Rendsburg

Links an der Straße begrüßte die Reisenden ein in Grün und Blüten halb vergrabenes Anwesen, das durch Durchfahrt und Futterkrippen als Wirtshaus gekennzeichnet war. Das Leitpferd des rasch heranrollenden Fuhrwerks hieß Lisch und war eine braune, verständige, würdige Matrone, ein erfahrenes Rößlein. Erfahrene Rößlein unterdrücken bei dem Anblick von Futterkrippen selten den Versuch, Stimmung für einen Imbiß zu erwecken. So bog auch Lisch kühn nach links, die Bemühungen und Zurufe eines blonden Jungen, der auf ihrem Rücken die ersten Reitübungen machte und mit dem Wirtshausbesuch nicht einverstanden war, zwar gut- und gleichmütig, aber mit gründlicher Nichtachtung entgegennehmend. Es war ein Glück, daß der Wagenlenker aus seinen Träumen von Superphosphat und Thomas-schlacke aufgerüttelt wurde. Ein kurzes Anziehen des rechten

Zügels, ein halb warnender, halb strafender Peitschenhieb führte Mutter Lisch auf den Weg der Tugend, diesmal die breite Chaussee, sanft zurück.

„Du schullst di wat schamen“, strafpredigte Karsten das Leitpferd an; „von Lotte will ick nix seggen, de is jung und jiddig; aber du büst in vernünftigen Jahren. Schamn schust die wat, weest dat!“

In dem Gefährt saß eine Rechtsanwaltsfamilie aus Elmshorn; Karsten, der Großknecht des älteren Bruders, der den väterlichen Hof geerbt hatte, holte sie vom nächsten Bahnhof ab. Die Pferde hatten jetzt an der Fahrt ebensoviel Vergnügen wie die Reisenden, und die Frische der Jugend teilte sich von Lotte den alten Gliedern der Lisch mit. Sie bissen sich neckend in die Mähnen, schüttelten schäumend das Gebiß, und weiter und weiter ging es, mit rüstigem Aufschlag der Hufe auf den Granit der Heerstraße. Auf den dichtbewachsenen Knickwellen des nordischen Flachlandes flogen rechts und flogen links dunkel belaubte Erlen, schillernde Silberpappeln, nickende Haselsträuche und starre Stedpalmen, auch licht rosa angehauchte Heckenrosen vorüber.

„Sie spielen Greifen“, klang es vom Pferde her. Und in der Tat, erinnerte nicht auch die Flucht der Landschaft mit ihren im Hintergrund auftauchenden und wieder hinter Eichen verschwindenden Höfen an Greifen und Verstecken? Die junge Frau lächelte ihrem Knaben zu. Mutterfreude warf Sonnenschein über ihr Gesicht; in stürmischer Zärtlichkeit drückte der Gatte einen Kuß auf ihre Hand. Da drehte sich Karsten vom Bock um. Er hatte auf die Dungkraft der blühenden Lupinen, woraus Bienengesumm mit dem Gesang des ächzenden und knarrenden Riemenzeugs sich mischte, reden wollen; aber der Handkuß machte ihn sprachlos. „Ne, son Stadtluß! He dud sin Fru op de Hänn. Wat schall dat, un wat heet dat?“, räsonierte er in sich hinein. Und damit bog er in die weite Heide ein, wo sein Wagen nunmehr im weichen Sande mahlte und die Insassen wiegte.

Die Heide bedeckte altes, knorriges und verkrüppeltes junges Eichengestrüpp. Von Westen schickte die salzige Meerflut kühlenden Wind, und nach dort wendeten mächtige Hünengräber ihrerätselhafte Stirn. „Immer langsam voran!“ knarrten die Räder und Achsen zur Verzweiflung des ungeduldigen Knaben, der inzwischen auf dem Kutschersitz neben Karsten Platz genommen hatte und von ihm wissen wollte, wieviel Pferde und Kühe der Ohm habe und noch viel anderes mehr. Und immer noch Heide und kein Ende! Da wuchs ein Hügel aus der Ebene auf, der Rest eines unförmlichen mit Eichen bestandenen Ringwalls, zu einer breiten Geländewelle gehörig, die von dem unterirdischen Erdbeben beim Formen dieses Landstrichs aus dem Urschlamm gehoben war, vielleicht die mäßige Kraftprobe eines ungefüglichen Riesen. Karsten hielt oben an, und sein Peitschenstiel

fuhr nach rechts und zitterte wie die Magnetnadel um einen am Horizont auftauchenden dunklen Punkt: Das sei der zum Hofe seines Bauern gehörige Wald; der im Talgrund an den Wiesen beglegene Ort sei nicht sichtbar, höchstens der Kirchturm, doch blieben seine weitläufigen Versuche, ihn im Gesichtsfeld festzustellen, ohne rechtes Ergebnis. Dafür entdeckte der heimkehrende Feriengast die Stelle, wo der Überlieferung nach die Burg der Ritter „vom Keller“ gestanden haben soll; bis dorthin hatte die lärmende Dorfjugend einst im tosenden Räuberspiel getobt; hier hatte er selbst als ein träumerischer Knabe auf weiten einsamen Streifzügen Rast gehalten, um die heimlich aus der Leihbibliothek des nächsten Städtchens geholte Beute ungestört zu genießen. Hier war die schaurig-schöne Geschichte vom Räuberhauptmann Eugen von Waldenhorst, „dem lebendig Begrabenen“ unter der Weste hervorgezogen worden. Sein Sprößling auf dem Kutschbock spitzte die Ohren . . .

Nun fuhren sie durch ein Dorf. Da zeigte er seiner Frau die Diele, die in ihrem Schmuck zur „Gildefeier“ noch deutlich vor ihm stand: die Kuhkrippen und Pferderaufen auf der einen Seite waren mit Fähnchen, die drei anderen Wände in Hufeisenform mit einer Reihe tanzfreudiger junger Mädchen besetzt gewesen. In dem Gemisch von Wohl- und Stallgeruch und Zigarrendampf hatte sein Herz zum erstenmal schneller geklopft im Anblick eines Mädchens, dessen ährenkelber Faltenrock sich leicht durch das dichte Getümmel der Paare wand. Zwischen diesem Dorf und dem seinen erkannte er auch die einsamen windzerzausten Kiefern wieder, in deren Nähe er am folgenden Morgen den weichen Acker gepflügt hatte, Musik und trunkenen Gesang im Ohr, in der Brust ein sehnüchsiges und doch so fröhliches Herz . . .

Nunmehr lagen Dorf und Kirche von Haale vor den Reisenden. Der Wagen hielt vor dem väterlichen Hof; der Bruder trat zur Bewillkommnung heraus. Hier hatte auch Timm bis zu seinem 19. Lebensjahr als Bauernbursch gelebt und mitgearbeitet, ehe er — auffällig spät — mit den Vorbereitungen zu einem Studium begann.

„Ein Kreuzbau war's und strohgedeckt,
so lag's auf roter Heide,
die große Tür, die kleine Tür
von grünem Anstrich beide.“

Von dichten Bäumen beschattet; eine Ulme und eine Linde sind die ältesten und größten, allbekannte Wahrzeichen der Gegend! Von der Anhöhe hier umfaßt das Auge weite Ebenen; halbinselartig wird die Ackerfläche vom Waldgehenge her mit ihren Knicken und Verhauen gegen Wiese und Moor vorgeschoben. Die Höfe für sich gelegen, meist stolz abgesondert; daher haben ihre Bewohner auch etwas Scharfkantiges, Selbstzufriedenes, vielleicht sogar etwas zu viel davon, „Leute eigener Art“.

Beim ersten Rundgang im Gehöft, gleich am Nachmittag des Ankunftstages, verweilte man am längsten beim „Kuhkönig“ Henn, dem ältesten Zubehör im Hause. Er war ein schon in sich zusammenschrumpfender Greis, aber er kannte seine klirrende Herde aus dem Herzensgrunde, redete ganze Abhandlungen über die Charaktereigentümlichkeiten von Hartkopp und Wittfott, von Steilhörn und Gaffelhörn, erzählte von Hosea und Hiskias, die einst eine seltsame Vorliebe gehabt, in der Nachbarschaft der Zieglerwiese bei den schilfverwachsenen Moorkuhlen am aufgestapelten Torf zu fressen, so daß Timm als der Jüngste in der Familie sie oft hatte hüten müssen; er höre es noch wie heute, so sagte der alte Henn, wie eines Tages der „Herre“ geschimpft habe: Jung, du liegst hier und hängst wieder deinen Gedanken nach, und Hiskias hat unterdes all die Torfdiemen umgeschmissen! Weißt du, was du bist? Ein Faulpelz bist! — Vor dem Stand des mit Ketten wohlverwahrten Bullen entspann sich eine Unterhaltung zwischen dem Alten und dem Elmshorner Stadtkinde, das wissen wollte, wieviel tausend Pfund der ziehe, ob der eine Hauswand einrennen könne, wer ihn im Nasenring zu halten vermöge — Gespräche, die ihr Gegenstand mit finsterer, gerunzelter Stirn anhörte. Es war Futterstunde; das Vorgericht — ein köstlich duftendes Heu — war schon verzehrt; jetzt rollten die mit Wasser und Rapsbrei gefüllten Räderkrippen vorüber, damit den werten Kostgängern der kühle Trunk nicht fehlte. Dann folgte die Hauptschüssel: gebrühter Hafer und gedämpfte Kleie, später wieder eine frische Lage Heu, und als Schluß des ansehnlichen Speisezettels: eine saubere Schütte Roggenstroh. Inzwischen stiegen Vater und Sohn zum Heuboden empor; Käuze schwebten dort ihren geräuschlosen Flug; aus dunkel brauendem Spalt an der Dachschrägung funkelten die Augen des Haustigers, der hier sein nützliches Räuberhandwerk trieb. Da, da! — ein kleiner, ruschelnder Schritt, ein Grümmeln und Murmeln. Eine gespenstische Rotkappe stieg von dem Kuhhaus her, im Selbstgespräch verloren, langsam über die aufgerollten Heuwülste . . . War es der Hausegeist, von dem Henn erzählt hatte, daß er ihm jeden Mittag sein Süppchen auf die Hilgen stellte, oder? . . .

An einem der nächsten Tage wanderten Vater und Sohn am Dorfteich vorbei, wo vom Reißmesser hartgeprüfte Weidenstümpfe immer wieder Schößlinge treiben, gut für Flöten und Wünschelruten, durch weite Waldgehege bis zur Sägemühle. Sie gehörte jetzt Hein Wieck, der früher als Kuhjunge auf dem Krögerschen Hof gedient, dann Zimmermann gelernt hatte und jetzt den willkommenen Gästen stolz sein Haus und sein Geschäft zeigte. Er ging im Maschinenraum unter lärmenden Rädern mit demselben Hochgefühl einher wie einstmals sein früherer Meister Henn im Kuhhaus. Beim Erklären der technischen Vorgänge ruhte seine Hand mit Liebe bald auf diesem, bald auf jenem Gestänge. Im Sägehaus lag ein trotziger, eigentlich gebogener Stamm auf dem Bock. „Hein, der sieht ja beinah wie die Krumme Eiche aus an dem Knoten- und Kampfpunkt unserer Schulwege.“ — „Ist sie auch und soll nun zersägt

werden.“ — „Was Hein? Die Krumme, um die du dich einst mit Georg Bünz geprügelt hast, weil er sie einen überflüssigen Krüppel gescholten hatte?“ — „Ja, was war da zu machen! Die Wegeverwaltung und die Bahngesellschaft waren übereingekommen, daß sie Platz machen müsse. Da habe ich sie neulich gekauft. Die hohen Herren haben sie mir nach Kubikmetern berechnet, einen Stamm dieser Biegung, geeignet für Wasserturbinen wie kaum ein zweiter, nach Kubikmetern! Ich verzog bei dem Handel keine Miene, aber in mein Hauptbuch hinein hab' ich kräftig gelacht.“ Nun schlug die Stunde der „Krummen“. Mit schreiender Klage setzte es ein, aber mehr und mehr klang es in ein ergebenes Dulderlied über, solange die Maschine in dem weißen Fluß der Holzfasern arbeitete. Wo aber die Liebe zum Leben in verborgenen Knästen oder Knorren verdichtet war, schrillte es in schmerzhafter Empörung auf. Die Stahlzähne fraßen über diesen Protest unerbittlich hinweg . . .

An einem regnerischen Sonntag hatte der Knabe vor Langeweile in einem verstaubten Winkel des weitläufigen Gehöfts eine Ziehharmonika aufgestöbert. Wie kaum ein anderes Instrument verleiten ihre Töne die Erinnerung zu Spaziergängen; so erzählten ihm Onkel und Vater von dem ehemaligen Besitzer der Ziehharmonika, dem Knecht Hinnerk Butenschön. Der Jüngste im Hause war dazumal des gutmütigen Mannes besonderer Liebling gewesen; er spielte nur sonntags und nur, wenn Timm bettelte: „Hinnerk, speel mal!“ Dann setzte er sich auf den Rand seiner Truhe und begann. Eigentlich hätte er die Bälge von Pappe und Leder und die blanken Klappen gar nicht nötig gehabt; er konnte wie eine Katze, wie ein Katzentrio, ja wie ein Katerduett „schreeegen“; er konnte auch Waldhorn blasen, ohne Instrument, nur mit den Lippen; wie oft „blies“ er „Steh ich in finstrer Mitternacht“, wenn er auf dem Wischhof die Rieselgräben löste! Er ist im Dänischen Krieg bei Idstedt geblieben. Von ihm kam man an diesem geschwätzigen Abend auf Ohm Hans, den Dorfschneider, der so voller Geschichten saß, daß seine Lippen, auch wenn er schwieg, wie geschürzt erschienen waren, just als wenn sie jeden Augenblick Döntjes loslassen wollten. „Halb hatte uns schon der Traum, halb waren wir noch dabei bei den lustigen Geschichten unseres Ohms“, sagte der ältere Bruder, der jetzige Besitzer des Hofes. Und sein Neffe erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß man damals in Wandbetten schlief, die in das Zimmer eingebaut und nach der Stube mit Schiebetüren versehen waren. „Plauderten die Großen am Ofen länger als sonst, wir Kinder krochen ins Wandbett; so waren wir unsichtbar und doch zugegen“, fuhr der Erzähler fort, „und konnten uns im Schlitz“, ergänzte ihn der jüngere Bruder, „die Weltfreude nach unserem Gefallen zumessen, zwei, drei oder vier Handbreit, wie wir wollten“ . . .

Am letzten Ferientag stieg der Rechtsanwalt Timm Kröger allein zu dem Scheunenfirst hinauf, dem Lieblingsplatz in seiner Knabenzzeit. Da hatte er oft seine Augen und Gedanken durch das

Eulenloch weit hinausschicken können nach Westen, tief nach Dithmarschen hinein, über die Holländermühle in Wrom der Nordsee zu. Ihm zuliebe hatte der Bruder inzwischen ein Türmchen mit Plattform dort aufsetzen lassen. Von hier aus wollte der Gast heute von seiner Landschaft still Abschied nehmen. Im Anblick des malerischen, ihm so liebgewordenen Bildes erinnerte er sich plötzlich seines alten Lehrers hier im Dorf. „Ich habe eine Ahnung, daß du hier nicht bleiben wirst, dazu bist du zu apart“, hatte er öfter zu ihm gesagt. Und der Abschied? — er war eigentlich ein Zufall gewesen. Timm war mit der Hacke über der Schulter zum Beckmannvotshorst gegangen, wo er die Maulwurfshügel auf den Wiesen einebnen sollte. Da hatte ihn unterwegs unter Bekassinenengesang und Kiebitzgeschrei der greise Schulmeister angerufen: „Gut, daß wir uns noch treffen. Morgen ist Umzug, du weißt ja, daß ich meine Ruhejahre bei Verwandten in der Stadt verleben soll.“ Eine Weile hatte er darauf geschwiegen, dann beide Hände auf die schmalen Schultern des aufgeschossenen Knaben gelegt und ihm die Abschiedsworte mitgegeben: „Wo du auch hinkommen magst später im Leben, Timm, vergiß die Heimat nicht! Sie kann sich mit vielem auf der Erde messen, was mehr gerühmt wird als diese schlichte Gegend. Nimm sie hin, ganz hin in dein Herz!“ *

Timm hat dies Testament beherzigt. In Elmshorn und nachher in Kiel hat er in seinen Mußestunden Geschichten über Geschichten geschrieben und veröffentlicht; jede einzelne hat dem Dichter zugezogen, wie es einst der Schneider Hans-Ohm erlebt hatte: „Lat mi rut! Lat mi rut!“ 6 Bände sind's geworden; und in ihnen hat er die Schicksale der Menschen seiner Gegend, in die ihn seine Gerichtspraxis nebenbei erschütternde Blicke hatte tun lassen, dargestellt und vor allem die Erlebnisse, Sitten und Charaktere des heimatlichen Bauerntums. Und so ist er auch wirklich „etwas Apartes“, etwas Besonderes geworden, ein anerkannter Vertreter der Heimattdichtung, als deren Merkmal er selbst einmal bezeichnet hat: Gebundenheit an eine bestimmte Landschaft mit Unterstreichung der Eigenart ihrer Natur und ihrer Menschen.

Es ist bezeichnend, daß unser Freund Timm Kröger von allen Melodien am meisten die Dreschermelodie geliebt hat; in verschiedenen seiner Erzählungen erklingt sie. So lesen wir in seinen Bildern und Geschichten aus Moor und Heide:

„Klipp-Klapp! Duff-Duff! Wie kräftig das klingt, drollig lustig und drollig wehmütig! Ich wiege im Weitergehen mein greises Haupt nach der urwüchsigen Melodie der Arbeit, im Geiste sehe ich der Dreschergruppe scharf umrissenes Bild.

Klipp-Klapp! Duff-Duff!

Wenn das erste Paar anschlägt: sanft hell und leicht auf strotzende Ahrenköpfe (zu wuchtige Schläge zermalmen die Körner), genügt der Stoß des elastischen Handgelenks, die Werkzeuge kreisen nicht höher

als die Hilgen der seitwärts belegenen Pferdeställe. Wie anders, wenn der Drescher im vollen Stroh arbeitet und das Werkzeug unter dem Druck der hocherhobenen Arme auf der Garben Mitte niederwuchtet! Der keulenartige Flegel stürmt hinauf bis zur Bodendecke der Tenne, verharrt dort einen Augenblick wie ein aufblitzender Gedanke, dann reißt ihn des Armes Nerv in die Tiefe. Und gierig blinkt im Sprung das weiße Eschenholz. Der Dreschflegel ist ein feines Instrument. Er offenbart die Persönlichkeit dessen, der ihn schwingt. Da gleicht kein Schlag dem anderen; es ist wie ein Streitgespräch mit Behaupten, Verneinen, Bestimmen, Widerlegen, Einschränken, Erweitern, ein vollendet Zusammenklang im scheinbaren Wirrwarr. Das alles fühlt freilich nur der Kenner ganz, der selbst im Chor der Drescher mitgespielt hat.

Freilich, der Wandel der Zeit gestattet kaum noch ein Nachfühlen dieser Urmelodie. Denn jetzt summt in jedem Herbste, sobald der Wind über die Stoppeln weht, vor den Bauernhöfen die Dreschmaschine."

Lied der Dreschmaschine

Die Dreschmaschine brummt und summt und klingt
und singt ins Land hinein:
Aus dunkelweitem Scheunentor
steigt grauer Sommerstaub hervor.
Der Himmel kennt die Sonne nicht,
Septembertag hat fahlen Schein . . .
Die Dreschmaschine summt und brummt im kalten
Nebellicht.

Die Dreschmaschine schüttet dumpf und schüttet
tausend Körner aus.
Zum neuen Leben ist erwacht,
was Erntetag zu Tod gebracht,
als Saat fährt wieder es feldein
ins nebelfeuchte Land hinaus.
Die Dreschmaschine klingt und singt im trüben
Abendschein.

Die Dreschmaschine stampft und stöhnt und summt
dazu den dumpfen Sang:
Wie viele Körner mahlt die Not
des Alltags tot zu Mehl und Brot!
Wie wenige gehen aus dieser Zeit
zur Ewigkeit den stolzen Gang
aus tausend Keimen hoffnungsvoll — wie wenige
gehn zur Ewigkeit!

Börries v. Münchhausen

Der Mensch verglichen mit der schönen Natur

Herr Arner hatte unter die Armen seines Dorfes Bonnal, das aus seiner wirtschaftlichen und menschlichen Verkommenheit nach schwerer Kriegszeit zu retten ihm besonders am Herzen lag, prächtige Zuchziegen verteilt. Nun warf Herr Arner noch einen Blick auf das Volk, das jetzt von ihm wegging. Es erquickte ihn, daß die Armen und Kinder sich zu ihm drängten, aber es tat ihm auch weh, daß die Reichen taten, als wenn sie ihn nicht sähen, so nahe sie auch an ihm vorbeigingen. Sein Söhnchen Karl machte ihn ihre Unart vergessen. Er stand, ein Bäumchen auf der Achsel, die Beine wie ein Bauernbub verspreizend, vor ihm und sagte:

„Du, Papa! Die anderen Ätti setzen morgen alle ihren Buben die Bäume, die du ihnen neulich geschenkt hast, willst du mir meinen auch setzen?“

„Ja freilich“, sagte Herr Arner.

„Aber kannst du es auch?“ fragte der Bub. — Und: „Ich will's probieren“, sagte der Vater.

„Siehst du, man muß ein Loch in den Boden machen, aber ein großes und tiefes, und Dung dreintun, aber faulen, alten, der nicht brennt, und dann erst den Baum darauf, nicht zu tief, und die Grasmatten, die man dazu legt, muß man umkehren, daß sie nicht anwachsen . . .“

„Wer hat dir das alles gesagt?“

„Die Buben reden jetzt nichts als vom Baumsetzen!“

Nun sah Herr Arner noch eine Weile staunend still auf Tal und Bach und sagte zum blessierten Leutnant, dem zukünftigen Schulmeister des Dorfes: „Es ist mir jetzt, als ob ich die Arbeit, die wir hier anfangen, auch so mit dem Bach von Bonnal weg fortrinnen lasse, von einem Dorf ins andere, bis an den Turm dort an den blauen Bergen, wo gottlob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Die Itte glänzt da nur noch wie ein dünner Silberfaden und verliert sich im Vorhang der Berge. Das ist der letzte Ort meines Tals“ — und er setzte mit einer Art von Wehrnut hinzu — „erleb ich's noch, daß wir mit unserer Arbeit bis zu jenem Orte kommen?“

„Es geht vielleicht nicht so lang, wie Sie sich vorstellen“, sagte der ehemalige Leutnant.

„Ach, die Menschen sind so häßlich, und was man auch mit ihnen macht, so bringt man's nicht dahin, daß sie auch nur sind, wie dieses Tal“, sagte Herr Arner. Der Anblick des Tals und des Sonnenuntergangs war aber auch herrlich. Und ein Hirtenbub trieb unter dem Felsen, auf dem die beiden standen, seine Ziegen vor sich her. Er stand zu ihren Füßen still und sah gegen die Sonne hin, lehnte sich auf seinen Hirtenstock und sang ein Abendlied. — Er war die

Schönheit selber —, und Berg und Tal, die Itte und die Sonne verschwanden vor ihren Augen! Sie sahen jetzt nur den Jüngling, der in Lumpen gehüllt vor ihnen stand, und Arner sagte: „Ich hatte unrecht, die Schönheit des Menschen ist die größte Schönheit der Erde.“

Johann Heinrich Pestalozzi

Vom Kiesel

Du gehst, ein waffenloser Mann,
zur Nacht durch den verrufenen Tann,
in dem zuweilen ein Mord geschah.
Da steckst du einen Kiesel ein,
um nicht so wehrlos mehr zu sein.

Gehst weiter — und hast nicht mehr Ruh
und fühlst, ein Feind geht auf dich zu.
Gefahr in allen Büschen steckt.
Dein Kiesel hat den Feind erweckt.

Da wirfst du deinen Kiesel weit
und bist vor Angst und Feind gefeit
und gehst, ein arglos stummer Mann,
nachts furchtlos durch den Mörder-Tann.

Wilhelm Szabo

Die Wälder rauschen ...

Als echter Försterjunge hatte ich schon mit acht Jahren zu schießen begonnen, und eine strenge Ausbildung hatte mich in allen Dingen der Jagd früh dahin gebracht, daß mein Vater auf diese meine Fähigkeiten wahrscheinlich stolzer war als auf die guten Schulzeugnisse, die ich in den Ferien nach Hause brachte. Damals konnte ich auf hundertfünfzig Meter einen Haubentaucher mit der Kugel schießen, konnte Wildenten, Sperber und Tauben aus dem Fluge herunterholen, und noch viel später, als ich in Frankreich die Scharfschützen der Division mit dem Zielfernrohr ausbildete, stand neben mir nicht die Gestalt irgendeines Kommandeurs, sondern die meines Vaters, der Lob und Tadel still, aber mit unvergeßlicher Wirkung austeilte.

Als ich, dreizehn Jahre alt, aus der Stadt zu den Sommerferien nach Hause kam, hatten wir einen neuen Forstaufseher bekommen, und er empfing uns, meinen Bruder und mich, mit den Worten: „Ich weiß einen Schreiadlerhorst, und einer von euch darf einen Adler schießen.“ Es gab genug Wunder in unsren Wäldern, aber es dauerte eine Weile, bis wir dieses Wunder begriffen. Wir sahen einander an, mein Bruder und ich, und in diesem Blick fühlten wir, daß Böses und Schnierzliches unter diesem Wunder lag: einer von uns mußte verzichten. Keiner würde es freiwillig tun, denn für einen Adler würden wir unsere Seligkeit verkauft haben. Wir sprachen nicht miteinander, aber mit jedem Blick wußten wir, was der andere dachte.

Am zweiten Tag mußten wir lösen. Mit Grashalmen, wie sich das im Walde gehörte. Und ich verlor. Ich starnte auf meinen Halm und dann auf den meines Bruders: es war kein Zweifel, daß ich verloren hatte. Es war selbstverständlich, daß ich weinte. Und heute, wenn ich die fünfunddreißig Jahre zurückblicke, ist es mir auch selbstverständlich, daß ich mich gegen mein Schicksal auflehnte. Ich wußte damals nicht, daß jedes Schicksal gut ist. Ich saß auf meinen Lieblingsplätzen in den Wäldern und grübelte. Drei Tage lang. Und am vierten nahm ich einen großen weißen Bogen aus dem Schreibtisch meines Vaters und schrieb: „Ich verspreche und gelobe bei meiner heiligen Ehre...“ So fing es an. Und dann folgte die Liste aller Dinge, Besitztümer, Privilegien und Gerechtsame, die ich auf meinen Bruder übertrug, wenn er mir den Adler überließe.

Es waren vier Bogenseiten. So reich ist ein Kind. Von zwei Zaubertringen, die ineinanderzuschieben und wieder zu lösen waren, bis zu dem unbeschränkten Recht auf die Führung meines gezogenen Teschings, sechs Millimeterkaliber, belgisches Fabrikat, Flekschuß auf hundert Meter mit der drei Zentimeter langen Winchesterpatrone, fehlte nichts. Ich war ein Bettler nach diesem Vertrag, ein waffenloser Krieger, ein Steinzeitparia. Aber ich würde eine Adlerfeder an der Mütze tragen!

Und mein Bruder verkaufte sein Erstgeburtsrecht. Um mehr als ein Linsengericht, aber er verkaufte es. Ich glaube, daß er es mehr aus Güte tat als aus Lust an meinem Besitz, und ich schämte mich ein wenig. Und dann gingen wir eines Julimorgens los, der Forstaufseher und ich. Um halb vier Uhr, und ich hatte nicht mehr als eine Stunde geschlafen. Es war weiter als eine Meile. Betaute Wälder, über denen die Sonne sich hob und in denen jede Spur und jede Stimme mir vertraut war. Ich trug meines Vaters Doppelflinke und seine Jagdtasche, und mein Herz schlug schon, als ich über die Schwelle unseres Hauses trat. Auch die Eroberung Amerikas kann nicht viel anders gewesen sein. Ein Gang mit dem großen Jäger war nicht leicht. Vieles mußte gewußt werden: jeder Vogelruf, jeder Vogelflug; was es bedeutete, daß die Kiefernzapfen weit geöffnet auf dem Moos

lagen und daß der Tau auf den Spinngeweben funkelte; Windrichtung und jede Fährte im Sand; das Alter der Bruchstelle an einem geknickten Zweig und das Alter der Schonung, durch die wir gingen. Es war schwer, aber heute will mir scheinen, als ob ein Mensch in zwei solchen Stunden mehr hätte lernen können als in einem ganzen Jahr der Untertertia.

Der Horst lag an unserem zweiten See, abseits der sumpfigen Ränder, in einer Verborgenheit, die ich noch niemals betreten hatte. Kraniche riefen von den Uferwiesen, Bäume waren übereinandergestürzt, Porstbüsche wucherten, und die Luft war schwer und fremd, die Dschungelluft eines andern Erdteils. Lautlos schleiche ich in der Spur des großen Jägers. Wir hören den Adler schreien und lauschen. Es ist ein anderer Schrei als der des Fischadlers, aber auch er ist klagend, traurig fallend und ergreifend. Der Wald steht wie ein finsternes Gewölbe und fängt den Schrei auf. Seltsam ist alles, wie ein verbotener Weg, ein Einbruch in ein gebanntes Heiligtum.

Aber der Jäger winkt, und der Adlerschrei ist verstummt. Wir stehen unter dem Horst, gedeckt von einem Lindenbusch, unbeweglich, eine halbe Stunde lang. Noch einmal ruft in der Ferne der Adler, und über uns, aus dem riesigen Horst, antwortet die klagende Stimme des Jungen, hoch und ängstlich wie die Stimme eines Rehkitzes. Ein weißer Kopf schiebt sich über den Horstrand, fahl und häßlich wie der Kopf eines Moorgespenstes.

Mahnend hebt der Jäger die Hand. Und dann pflückt er ein junges Lindenblatt, hebt es an die Lippen, und nun ruft es von unten herauf wie ein junger Adler, klagender noch und wie in Not. Meine Augen fliegen durch den rötlich bestahlten Wald. Mein Herz klopft, und ich sehe Adler überall. „Ruhig“, sagt der Jäger leise. „Ganz . . . ruhig . . . !“

Und dann ist er da. Lautlos. Zuerst ein Schatten, der dunkel und groß über die Wipfel jagt. Und dann er selbst. Die riesigen Schwingen, der herabschießende Leib. Etwas Dunkles fällt in den Horst — eine unerkennbare Beute. Sekundenlang das Bild des Vogels auf einem grauen Eichenast, sich öffnende Schwingen . . . der Ast, der hinter ihm erbebt . . . der Donner des verstörten Schusses . . . Widerhall . . . Schweigen . . . vorbei . . .

Was hilft es, daß der Jäger mich tröstet? Wir gehen zurück. Jeder Schritt ist ein Schritt durch ein Meer von Schande, Schmerz und Verstoßung. Vorbei. Der erste Adler vorbei! Mein Bruder lächelt nicht, aber in der Nacht, in unsrer Oberstube, als er mich leise weinen hört, sagt er ruhig: „Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen.“ Er hat sein Erstgeburtsrecht verkauft, aber nun verschenkt er es. Ich weiß, daß er besser ist als ich, und ich liebe ihn sehr. Es ist dunkel, und er kann es ja nicht sehen, und so brauche ich mich nicht so sehr zu schämen.

Zwei Wochen später habe ich den Adler geschossen. Aber es hat mich nicht mehr gefreut. Er starb vor mir auf dem Moos, und die kleinen dreieckigen Federn in seinem Nacken bebten leise in seinem Tod. Es war die erste große Erfahrung meines Lebens: daß der Wunsch, die Sehnsucht besser ist als der Besitz. Ich habe keine Adler mehr geschossen ...

„Die Wälder rauschen ...“ Wieviel müßte gesagt werden, damit diese Überschrift Wahrheit würde, und wie wenig kann ich doch dazu sagen. Und es fällt mir ein, daß es vielleicht besser wäre, statt dessen von meinem Kranich zu erzählen. Und daß aus der Erinnerung an ihn das Bild meines Lebens im Forsthaus klarer sich erhebt als aus allen Überschriften und dem, was man zu ihnen sagen kann.

Ein Waldarbeiter hatte ihn gefangen, am Rande der Moore. Er war nicht höher als meine Hand, als ich ihn bekam, und ebenso groß wie ich, als ich ihn wieder verlor. Er lebte in unserem Garten, und auch im Garten Eden konnten Mensch und Tier nicht zärtlicher zueinander gewesen sein als wir beide. Jeden Morgen und Abend brachte ich ihm kleine Fische vom See, und er nahm seine Speise aus meiner Hand. Wir erwachten, wenn die Sonne aufging, und begrüßten einander, wie zwei sich Liebende einander begrüßen. Scheint nicht der Lauf jener Tage und jener Liebe mir wie der Lauf eines goldenen Rades? Wir legten die Hände spielend in seine Speichen, und leuchtend rollte es vom Aufgang zum Niedergang. Ich rief nach meinem Vogel, und mit ausgebreiteten Schwingen kam er zu meinen Knien. Ich ging vom Hof, und er stand am Zaun und klagte seine Einsamkeit. Ich kam wieder, und seine herrlichen blau-grauen Schwingen schienen mich umarmen zu wollen.

Aber um die Mittagsstunde waren wir der großen Einheit der Wälder am nächsten. Ich lag auf dem Rasen und rief nach ihm. Er kam und blieb zu meinen Füßen stehen. Er spielte mit meinen Schuhen, meinen Knöpfen, meinen Händen. Und dann trat er zwischen meinen linken Arm und meine Brust. Er blickte sich noch einmal um, mit seinen wundervollen Augen, denen nichts entging. Dann ließ er sich in die Knie sinken. Noch einmal hob sich sein schlanker Hals, als liege er auf dem Moor und müsse nach seinen Feinden sehen. Dann legte er sich nieder, so daß sein Leib zwischen meinem Arm und meinem Herzen lag, und verbarg seinen Kopf an meiner Brust. Ein leiser träumender Ton kam unaufhörlich aus seiner Kehle, unsäglich geborgen und glückselig. Meine Hand strich über sein bläuliches Gefieder wie über die Wange eines Kindes. Sein Auge öffnete sich noch zuweilen und blickte mich an, und dann schließen wir ein, während die Bienen über uns summten und der Pirol vom Walde rief.

Mir aber ist, als wäre ich dem Herzen Gottes niemals näher gewesen als in den Stunden, in denen meine Hand über das Gefieder des Kranichs glitt und er an meinem Herzen lag, als hätte dieselbe Mutter uns geboren.

Als ich im nächsten Sommer wiederkam, war der Kranich nicht mehr da. Man sagte mir, er sei verkauft worden, in den Tiergarten einer großen Stadt, und sicherlich war es geschehen, um Geld für mich zu verdienen. Ich verstand das nicht. Ich verstand nur, daß er fort war und daß Garten, Feld und Wald leer waren ohne ihn.

Ernst Wiechert

Waldarbeiter

Die runde Säge hängt ihm um den Hals,
Axt unterm Arm, so geht er morgens aus,
hört seine Schritte hallen harten Falls —
schlafblind im Dämmer steht noch Haus bei Haus.

Er hat den meilenweiten Wälderschritt,
den Hut im Nacken und das Brot im Sack,
Geruch von Harz und Borke führt er mit
und kleiner Feuer Reisigrauchgeschmack.

Des frischen Laubes süßen Moderduft
und Spechtgeklopf und Häherschrei und schwer
den Wipfelsturz aus goldner Herbstesluft —
Axtruf, lang läutend von den Halden her . . .

Ina Seidel

Von der Arbeit des Gärtners im Ring des Jahres

Wenn der Tag anfängt zu längen, fängt der Winter an zu strängen —
alte Volksweisheit, die sich auch in diesem Jahr bewahrheitete.

Den ganzen Winter durch, auch bei Frost, hatte der Gärtner zu säubern, zu beschneiden oder sonstwie zu tun gehabt, doch war es immer Arbeit, die sich schon einmal strecken durfte.

Aber nun: märzenglücklich schwillt die Erde, Luft und Himmel —
der neue Aufbruch! Es wird Zeit, denkt unser Gärtner, zum Bauern zu gehen, der ihm im Herbst ein paar Fuder Dünger zugesagt hat für die Frühbeete. Fernsprecher? Nein! Wo man etwas durchdrücken will, tut man gut, in eigener Person zur Stelle zu sein. Mittags macht er sich auf den Weg. Die Sonne glitzert, es riecht nach Erde, Stall und Schmelzwasser. Kinder hocken auf dem abgetrockneten Pflaster, lassen, wie es sich für den Vorfrühling gehört, ihre bunten Murmeln in die Spielgrube laufen. Hoch an der Wand grugrun die Tauben und plustern sich brutlustig. Der Bauer tritt

aus seiner Tür auf den ummauerten Hof. Er hört sich die Worte des Besuchers an, schiebt zögernd als Pfeife die Spitze des Knebelbartes in den Mund. Er überlegt den Fall, erinnert sich . . . Gern rückt er den Mist nicht heraus. Doch woher die Zinsen nehmen für die Grundschuld? Bargeld lacht . . . Also gut, morgen früh wird er aufladen, ein ordentliches Fuder Pferdededung.

Der Gärtner, froh des Handels, stapft davon. Frei an der Straße, zwischen Obstpflanzungen, liegt sein Garten. Er öffnet den Geräteschuppen; drinnen duftet es nach Harz und Strohblumen, ein vorzeitiges Pfauenauge flirrt am Fenster. Der Gärtner greift ein Messer und einen Korb heraus, hockt sich nieder, dort, wo der Spinat das erste frische Herzgrün seiner Blätter regt. Der Boden, nur obenhin durchgetaut, sieht bald aus wie zerwühlt von Wildschweinen. Jetzt richtet sich der Gärtner hoch — auf den breiten schnalzenden Erdklumpen seiner Füße. Er prüft das Gewicht des Korbes — ein paar Pfund sind es schon. Ein Leckerbissen in dieser Jahreszeit. Die Stunden der Arbeit, jetzt fast noch im Winter, darf man nicht zählen; man wird die Kinder seines Fleißes schon an den Mann bringen.

Darum ist dieser frühe Märzentag für ihn ein guter fröhlicher Anfang. Wenn nur der Bauer Wort hält mit seiner Fuhr! . . . Hallo! als der Gärtner am folgenden Morgen auf seinem Rade angefahren kommt, leuchtet der dampfende Haufen am vorbestimmten Platz. Gleich macht er sich daran, mit der Vierzinkforke die gute wärmende Laubschicht aus den versenkten Rahmen zu heben. Sieh an! Ein Hohlraum tut sich auf, eine gepolsterte Stube, von einer Stachelkugel bewohnt. Sie rollt sich aus ihrem Winterschlaf, hat unversehens blanke, plierige Augen, eine rosa Schnüffelschnauze, begreift schnell, was los ist. — Schneckenpolizei für die Sommernächte . . .

Während der Gärtner weiterarbeitet, freut sich sein Sinn noch ein Weilchen hinter dem Igel her. Danach wird der Mist herangekarrt, wird Forke bei Forke eingestreut und festgeklopft. Schöner kräftiger Landdünger! lobt der Gärtner. Stroh, nicht zu lang, ganz vollgesogen; kein Sägemehl, wie es der Fuhrherr in der Stadt seinen Gäulen, die er neben Trecker und Lastauto immer noch nicht ganz missen kann, unter die Füße gibt. — Bleibt für heute: Die Fensterauflagen! Schön weiß gestrichen werden sie an ihren Eisenringen Stück für Stück herbeigetragen. Bald sind die Kästen, vor der Abendkühle noch, mit Glas und Matten zugedeckt. Macht eure Sache gut bis morgen früh!

In seiner Wohnung sieht der Gärtner gleich nach den Keimproben. Er zieht die Schalen mit dem Sand unter dem Ofen hervor. Die runden, eckigen, borstigen, gerillten oder flattrigen Samenkörner quellen und platzen, ein bleicher Lebensnerv tastet heraus. Hat wie das Hühnchen im Ei seine erste Nahrung verzehrt, sucht nach Feuchtigkeit, spaltet und färbt sich, blättert zart gegen das Licht. Der Gärtner trägt die Schalen unter die Lampe, prüft, sammelt

und zählt. Die Petersilie? Nun, der Samen ist von Natur hartleibig, liegt vier Wochen mausetot im Land, da darf man auch hier am Ofen Geduld haben . . . Behutsam langen die Arme zum Samenbort. Er ordnet die Tüten und Beutel, vergleicht Listen, wiegt ab. Aufgepaßt! Im vorigen Jahr waren die Tomaten zu dick gesät! Es kribbelt ihm ein feines streuendes Geraune wohlgefällig durch alle Fingerspitzen.

Nach prächtigem Wachswetter unter hochgestelltem Glas sprießen bald die kleinen kerzengeraden Bäume der Tomaten. Sind die Eisheiligen vorbei, soll gleich der Versuch gemacht werden: hinaus ins offene Land. Vom Seitenweg grüßt ein Weißbart, der Dorfkrämer. „Es wird Zeit für die Tomaten“, ruft er herüber, will sich's nur merken lassen, daß er baldigst mit einem Korb vor spricht und selbstverständlich von den gehegten Erstlingen bekommen wird.

Mit Blick und Hand werden die ins brutwarme Beet gesenkten Gurkentöpfe geprüft. Breite, gesunde Zweiblattkeime, doch tief dazwischen dieser elende Schwamm. Der Gärtner läßt eine aus der Erde gedrehte Handvoll davon abseits in die Hölle für Schädlinge fallen. Das ist nun so: bei jedem Gedeihen steht gleich der Feind daneben.

Kirschblüten schwimmen auf kleinen Teichen im Grund der strotzenden Rhabarberblätter. Verborgen platzt es aus seidig perlmuttner Haube. Ein rascher Schnitt — der Knospenkopf, der den rosigen Stengeln die Kraft wegsaugt, fliegt auf den Haufen gärenden Abfalls. Überschüssiges Leben, das nicht verloren geht, sondern zu neuer nährender Erde wird.

Dann beäugt er das breite vielhundertblütige Lila, das Schwefel- und Dottergelb, das linnenfrische Weiß des Steingartens. Von den Vorübergängern bleibt gar mancher stehen, deutet auf den Teppich des dunklen Hornveilchens, den Blütenball der sibirischen Primel, die zierliche Felsenmispel. Zur Aufklärung hat der Gärtner Merkschilder gekauft, recht gelehrt und botanisch. Unter dem tropfenden Dach des Schuppens prüft er die Wasserfestigkeit der Schrift. Er greift in den Balkenwinkel, findet ein paar Nägel und zweckt das weiße glasharte Plättchen an den schlanken Haselstab.

Schnell noch ein Gang auf das Gemüsefeld, sein Pachtland flußwärts an der anderen Seite vom Dorf. Gar und regenlocker streckt es sich vor ihm. Junges Pflanzenvolk streift hin und her. Das Schwarzwurzelbeet — wochenlang schließt es unter steindürrer Kruste, doch nun nach der feuchten Nacht hat sich die Erde feinspitzig übergrast. Daumenhoch büscheln sich die Blattsträuße der Puffbohnen. Hier die Erbsen — gefährlich tau benreif. War schon etwas dran an dem alten Gesetz im Bauernland: nur wer selber Feld hat, darf Tauben halten.

Einmal nach einem solchen Mittsommer tagewerk, durchgeknetet in jedem Muskel, wird der Todmüde hochgescheucht aus

tiefem Vormitternachtsschlaf. Rief da nicht jemand seinen Namen? „Was ist?“ — er hängt den Kopf zum Fenster hinaus. „Schnell auf!“ — mahnt hinter der Planke unsichtbar ein Mann. „Kühe sind von der Weide ausgebrochen, haben sich von der Landstraße her ins Erbsenfeld eingefressen!“ Der Gärtner fährt in die Kleider, greift nach der Taschenlampe. Eine bäuerliche Gestalt mit lebhafter Rede wartet seiner: Spät auf dem Heimweg hat er die Tiere bemerkt, hat sich gedacht, da läufst du nur gleich und weckst den Gärtner . . . Im Eilschritt rennen die beiden durchs Dorf. Nur in der Schenke noch ein letztes Licht. Kuhduft streicht her vom tauigen Gartenfeld, dunkel unterm Sternhimmel wogen die Umrisse der plumpen Leiber. Es mampft und schlingt, knistert und knackt — wie an voller Raufe steht das Vieh hinter den Erbsenbeeten. Hallo, Schelten, Gejage und Händeklatschen. Die Tiere stutzen; sie scheinen genau zu wissen, womit sie sich den Pansen vollschlagen. Das Maul noch gefranst von saftigen Ranken, preschen sie zur Straße zurück, finden brüllend den Weg über die Schienen, flüchten durch das beiseitegedrückte Tor der heimischen Weide zu. Die Männer tasten nach Steinen, hämmern die Latten fest. Bevor sie sich trennen, dankt der Gärtner mit Handschlag dem Hilfsbereiten. Nun ja, die Menschen sind unterschiedlich. Der eine rettet das fremde Brot, der andere, ungerührt, läßt es im Ofen verbrennen.

Erntezeit: Die Kirschen im Garten sind überreif; einen Gewitterguß halten sie nicht mehr aus. Besser ist besser! Stiellocker, prall und glänzend füllen sie den Korb auf der Leiter. Aber lohnt es, wegen dieses halben Zentners morgen in die Stadt zu fahren? Glück muß der Mensch haben. Ein singender Lastwagen dröhnt heran. Stopp, genau an der Gartenecke. Eine dicke Panne, wie es scheint. Jugend auf Fahrt — sie quillt heraus, sich die Beine zu vertreten. Über den Zaun herüber wird der Gärtner entdeckt, mit seiner lockenden Frucht. Zuruf und Jubel! Also macht der Meister sich daran, Pfund bei Pfund abzuwiegen. Jungens und Kirschen! Da wird zu mancher Tüte noch eine Handvoll gespendet. Bald ist der Wagen gesund. Die letzten Kerne werden lustig ins Gras gespuckt. Mit Körben bepackt kommt der Gärtner abends heim. Schwül duften die Petunien draußen auf dem Sims; fernes Wetterleuchten huscht, braun fällt die Dämmerung. Ein sanftes Rauschen lockt ihn beim Schlafengehen ans Fenster. Es regnet. Labefroh nimmt er das Bild der trinkenden Pflanzen mit sich in den Traum.

Und das Jahr klingt aus: Der Gärtner wittert gegen Osten. Kühe schauert am Nachmittag. Er berät mit seinem Arbeiter. Vielleicht tun sie gut, die Chrysanthemen zu bedecken? Pfähle, durch Stangen verbunden, warten schon zwischen den Beeten auf die Matten. Die letzten anhängenden Tomaten, dazu die Dahlienknollen wollen in Sicherheit gebracht sein. Und wie ist es mit den Winterastern? Jede der vielen Farben mit diesem zarten Unterton von Silber! Sollte man nicht die schönsten Pflanzen hinhalten im gedeckten Beet? Die zwei Männer räumen, um Platz

zu schaffen für die üppigen Büschel, die Erde aus den Kästen. Dabei erzählt der Gärtner, daß morgen in der Stadt vor dem Notar ihm der Nachbar Bauer das Pachtfeld gegen gehörigen Preis überschreiben wird. Der Arbeiter meint, da müsse man denn ja Glück wünschen? Der Meister antwortet, nun ja, das könne man wohl. Und wenn alles nicht schlechter laufe als bisher, so hoffe er, seinen Helfer dieses Mal im Winter mit der Arbeit durchhalten zu können. Vor allem auch der Hecke wegen, die für das nun eigene Land nötig werde.

Sie prüfen in der feuchten Dämmerung dort die Mieten, in denen das Gemüse vor dem Frost verwahrt werden soll. Schwanz bei Schwanz liegen die roten Möhren wie Tiere, die sich Schutz suchend auf einen Haufen gedrängt haben. Der Beschauer teilt den Vorrat ein: diese Grube da, nahe der Landstraße, braucht nur eine leichte Decke, wird bald abgefahren.

Langsam, quer über das leergeräumte Feld schreitet der Gärtner. Sein Auge bestimmt schon den geeigneten Platz für die neue Obstplantage; denn als erstes müssen doch nun Bäume sein! Ein weiteres Stück Erde soll ihm hier zuwachsen. Das bedeutet: hier bin ich verpflichtet, zu meinen Mitmenschen und zu mir selber hin. Was ich hineingebe in dieses Land aus der Mühe meines Leibes, kann nicht verlorengehen.

Der schreitende Mann bückt sich, hebt eine Hand voll Erde auf. Braun und frisch krümelt sie sich, duftet wie dunkles geriebenes Brot. Man möchte sie fast in den Mund nehmen.

Helene Voigt-Diederichs

Welche Rolle die praktische Arbeit in der Schulfarm Insel Scharfenberg 1921—33 gespielt hat

„Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten . . .“

Ehe überhaupt eine Schule auf der Insel eröffnet werden konnte, mußten Schüler und Lehrer, die, von der Unterrichts- und Erziehungsart in den Stadtschulen nicht befriedigt, dort siedeln und auf ihre Weise lernen, lehren und leben wollten, die äußeren Möglichkeiten dazu sich selbst schaffen oder umgestalten.

In den ersten Monaten nach der Gründung hatte sich alle Arbeit von selbst geregelt, unmittelbar aus den drängenden Bedürfnissen heraus. Wenn wir erwarteten, daß uns die Hausmutter am anderen Tage wieder etwas zu essen kochen sollte, mußte am Nachmittag Holz gesammelt, wenn wir die Eltern am Sonntag in einem sauberen Haus empfangen wollten, mußten die Treppen gescheuert und ein Sonntagsfährdienst eingesetzt werden —, die natürlichsten Willensübungen, deren heilsame Wirkung viele Großstadtjungen an sich erfahren haben. Wenn wir Ziegenmilch trinken mochten, mußte der Stall, die

Raufe, der kleine Heuboden erst gezimmert, Laub zum Streuen in Säcken gesammelt werden. Falls wir uns einen besonderen Eßraum leisten wollten, mußten wir zuvor alte wacklige Tafeltische standfest machen, die Wände in dem bis dahin von Ratten bewohnten Raum ausmalen, die Bänke anfertigen. Und woher die Bretter nehmen? In dem viel zu dicht verwachsenen Park wurden Bäume gefällt, von zehn Mann unter Führung des Zeichenlehrers nach Spandau geflößt und die in der Schneidemühle eingetauschten Bretter auf einem erbettelten Prahm heimwärts gestakt. „Die Nacht überfiel uns“, schreibt einer der von Schweiß und Nebel durchnäßten Teilnehmer, „auf dem Holzstoß glusterte gespenstisch eine Laterne; der Lichtkegel riß die Gestalten der die langen Stangen auf dem Seegrund Einsetzenden bei ihrem jedesmaligen Vorbeipendeln aus dem Dunkel.“ Zum Essen zunächst zu übermüdet, streckten sie sich auf die Eßsaalbänke. „Arbeit, schwerste Arbeit! Aber sie war für unsere Farm und — hat Spaß gemacht.“

Doch man konnte nicht auf die Dauer jeden Augenblick zur Verfügung stehen, mitten aus der Schularbeit sich herausreißen. Das Moment der praktischen Zeiteinteilung mußte schließlich in Betracht gezogen werden. Es sollten nicht immer dieselben vor die Front, auch die in dieser Hinsicht weniger Aktiven sollten sich rühren. Küchen-, Fähr- und Waschdienst gingen schon länger wochenweise reihum; ein Beschluß, daß, wer diese öfter vergißt oder dauernd vernachläßigt, auf bestimmte Zeit von der Gemeinschaft von ihnen dispensiert werden kann, legte ein für allemal fest, daß diese täglichen Dienste eine Ehre sind. Die andern Arbeiten ließ man sich fortan ansammeln, um sie am Mittwochnachmittag an alle zu verteilen. Es gibt der Arbeit, auch den von vornherein weniger Begeisterten, einen gewissen Schwung — in den besten Stunden fast so etwas wie ein rhythmisches Gefühl — zu wissen, daß in dieser Zeit niemand auf der ganzen Insel müßig ist. Als nach einem Jahr in einer Abendversammlung die Frage aufgeworfen wurde, wodurch und worin man das, was man so oft „Gemeinschaft“ nenne, am stärksten verwirklicht empfinde, antworteten die meisten: „In der Gemeinschaftsarbeit“. Ein schulmeisterlicher Antrag eines Lehrers, die Gemeinschaftsarbeit zu beschränken, wurde ein Jahr später glatt abgelehnt; einer von den Schülern schleuderte den Satz in die Debatte: „Nicht Gefühl oder Geist, Arbeit bringt Gemeinschaft.“ Gewiß haben sich noch ab und zu egoistische Gegenstöße gemeldet, aber der Einfluß der echten Farmer aus den Gründungszeiten ist für die ganze weitere Entwicklung bestimmt geblieben. Das hat im dritten Jahre des Bestehens ein ausländischer Gast schon nach flüchtigem Besuch herausgefühlt, wenn er in seiner wohltuend freimütigen Kritik kopfschüttelnd äußerte, man ginge hier mit der gleichen Feierlichkeit zum Heuen wie zum Homer-Unterricht. „Ob sie heuen“, liest man in dem Aufsatz einer klugen Wiener Besucherin, „oder Kartoffeln ernten, Garben binden, Felder vermessen, die Insel kartographisch genau aufnehmen, Erde fahren, ihre Zimmer mit Wandzeichnungen

schmücken, Unkraut jäten, ob sie Szenen aus dem Störtebeker dramatisieren oder im Orchester üben, alles gilt als wertvoll, als wichtig, ist in gewissem Sinne Produktion!"

Die Feierlichkeit ist mit der Zeit geringer geworden, die Gleichwertigkeit zwischen Hand- und Kopfarbeit aber hat sich weiter befestigt. Und das hat ja auch seine tiefere Begründung. Die Arbeit ist hier keine methodische Spielerei gewesen. Als der Schule nach einer Probezeit im kleinen das gesamte Areal der Insel (93 Morgen) nebst Stallungen zugesprochen wurde, ihr Farmcharakter also sich entsprechend stärker auswirken mußte, entsprang die Arbeit zum zweitenmal organisch dem sachlichen Bedürfnis. Personal anzunehmen, war kein Geld vorhanden. Wenn wir als Schule weiter bestehen wollten, mußten wir wieder selbst Hand anlegen. So trat neben die Gemeinschaftsarbeit am Mittwochnachmittag der *Landwirtschaftliche Hilfsdienst*, zu dem jeder noch für einen Nachmittag seine Kräfte dem Landwirt zur Verfügung stellte. Damit konnte das Gröbste geschafft werden, den jahrelang vernachlässigten Acker und die verqueckten Wiesen für eine bessere Kultur vorzubereiten. Als die Schüler diese festliegenden Nachmittagslisten als zu starr zu empfinden begannen, begegnete sich dieses Gefühl mit den allmählich vielseitiger werdenden Wünschen des verbesserten landwirtschaftlichen Betriebes. Dieser sollte von jetzt an jeden Mittag so viel Hilfskräfte anfordern, wie er brauchte, bald mehr, bald weniger, bald gar keine; die Art der zu leistenden Arbeit wurde bezeichnet, dann meldeten sich die, die gerade Lust dazu hatten oder an diesem Tage Zeit erübrigen konnten. War nicht dieser neu beschlossene Bereitschaftsdienst außerdem dazu angetan, jene rechnende Gesinnung hintanzuhalten, nach der man nur dann etwas tut, wenn's der andere auch tut? Bei diesen mittäglichen Ankündigungen wurden mit der Zeit die nicht spezifisch ländlichen und gärtnerischen Wünsche häufiger: da war ein Stall zu weißen, ein Wagenschild zu malen, Harken und Hürden waren zu reparieren; wer bei Schlosserarbeiten am Kahn oder an der Häckselmaschine zu helfen sich zutraute, ward angefragt. Taten die, die sich öfter zu der gleichen Tätigkeit gemeldet hatten, vielleicht gut, sich zu einer Fachgruppe zusammenzuschließen? Könnte man nicht den ganzen Bereitschaftsdienst in *Gruppendiffenst von Malern, Tischlern, Schlossern, Gärtnern und Landwirten auflösen*? Im Winter 1925 vertiefte man sich mit der gleichen Gründlichkeit, mit der man 1923 manchen Abend über Haeckels Welträtsel gestritten hatte, in dies neue Arbeitsproblem.

Die verschiedensten Ansichten rangen miteinander. Die einen fürchteten, daß bei dieser Änderung der ursprüngliche Charakter der Gemeinschaftsarbeit verfälscht werden könnte. „Bisher“, so sagten sie, „haben wir sie rein um der Sache willen getan, nicht aber, damit der einzelne sich in einem Handwerk ausbilde.“ Und die Gegenpartei

antwortete mit der Frage: „Glaubt ihr nicht, daß der Gemeinschaft besser gedient wird, wenn mit der Zeit jeder fachgerechte Arbeit leistet, als wenn man sich bald in diesem, bald in jenem wechselnd versucht?“ Schließlich gewann die zweite Meinung die Mehrheit der Stimmen und, vom Anwachsen der Schülerzahl auf der Insel noch begünstigt, entwickelten sich feste Innungen in eigenen Werkstätten.

Alle diese Bemühungen, vom Küchendienst angefangen bis hin zum Werkstättenerzeugnis, war zunächst wirtschaftlich wertvoll; wir sparten dadurch Hausmädchen, Knechte, die Unkosten für weit herkommende Handwerker, von der entscheidenden Beihilfe der landwirtschaftlichen Eigenproduktion ganz zu schweigen. Sehr viele unserer Schüler hätten bei den geringen finanziellen Mitteln ihrer Eltern hier nicht aufwachsen können, wenn wir nicht alle uns dieser „Arbeit“ widmeten; oder sie hätten um Freistellen bitten müssen. Es sollte und brauchte sich hier niemand irgendwie abhängig oder als Almosenempfänger zu fühlen; was sie nicht bezahlen konnten, schufen sie sich und anderen durch ihrer Hände Arbeit.

Daß die Arbeit trotz der zunehmenden Organisation nicht zum Schema erstarrt ist, zeigen zwei Schülerberichte mehr privater Art. Der eine der jungen „Farmer“ schreibt:

Als ich nach Scharfenberg kam, machte ich am Nachmittag einen Rundgang um die Insel. Dabei landete ich abends im Stall. Hier bat mich ein älterer Kamerad, die Milch mit in die Küche zu nehmen. Es war nicht ganz leicht, den 35 Liter fassenden Kübel zu tragen. In der Küche setzten wir die Zentrifuge zusammen und gossen die Milch hinein. Der eine drehte, der andere goß die Magermilch in bereitstehende Eimer. Da mir das alles Spaß machte, bringe ich seitdem jeden Morgen und jeden Abend die Milch in die Küche. Wir nennen uns den Milchdienst.

Der Sahnetopf war voll. Wir mußten heute nachmittag buttern. Wir taten die Sahne ins Faß und drehten. Allmählich ging es schwerer. Noch einige Male langsamer herum und die Butter war fest. Wir nahmen sie heraus und ließen die Buttermilch in einen Eimer ab, der zur Erfrischung der Landwirtschaftsgruppe aufs Feld gebracht wurde. Später haben wir die Butter auch waschen, kneten und salzen gelernt. Das dritte, das sich der Milchdienst noch zur Aufgabe gesetzt hat, ist die Milchuntersuchung. Alle vierzehn Tage ist Probemelken. Dann stehen wir beide, während alle anderen noch schlafen, im Stall, um dort die Milch jeder einzelnen Kuh zu wiegen und einen gewissen Prozentsatz zur Untersuchung abzunehmen. Dasselbe wiederholen wir, wenn die Kühe an diesem Tage von der Weide kommen. Die Milchproben nehmen wir mit in die „Landwirtschaftskammer“, um sie dort zu untersuchen. Für jede Kuh haben wir Butyrometer, eigens für die Milchuntersuchung geformte Reagenzgläser mit eingekochter Skala. In diese tun wir in vorgeschriebener

Mischung Milch und Säure. Mit einem Gummi versehen, werden sie dann wiederholt in ein Wasserbad von bestimmter Temperatur gelegt und nachher geschüttelt. Zum Schluß läßt man sie bis 15 Minuten im Wasser, um dann auf der Skala die Fettprozente abzulesen. Die Ergebnisse der Fettuntersuchung und die Milchmenge jeder einzelnen Kuh sind wichtig, denn sie geben uns einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit jedes Tieres und Fingerzeige für eine rationellere Fütterung.

So hat sich der Milchdienst vom Milchtragen zu einem richtigen Amte entwickelt, das aber nicht von der Schulgemeinschaft besetzt ist, sondern aus eigenem Antrieb übernommen und verwaltet wird. Ein anderer Kamerad sah eines Tages im Bibliothekszimmer einen Kasten auf dem Bücherschrank stehen. Er fand darin ein Stück gelben Wachstuches und ersah aus der Gebrauchsanweisung, daß dies Ding Schapirograph hieß und zum Vervielfältigen von Schriftstücken gebraucht werden konnte. Er sah ihn dann zuerst in Tätigkeit, als einige unternehmungslustige Mitschüler zum Erntetag, dem selbstverständlich größten Festtage der Schulfarm, eine Festschrift herausgeben wollten. Sie wurde auch an Besucher von auswärts verkauft, und einer von ihnen, dem die schlechte Schrift nicht gefiel, vermittelte den Kauf einer Handdruckmaschine mit richtigen Typen. Damit druckte man die Zeitungen, die unter dem Titel „Die Ernte“ erschienen, so eifrig, daß zu Weihnachten schon die fünfte Nummer herausgehen sollte. Ganz unvermittelt fragten den Berichterstatter einige Drucker in diesen Tagen, ob er sich ihnen anschließen wolle. Zwei Setzer hätten infolge einer Krisis die Arbeit niedergelegt. „Ich nahm eine schon abgedruckte Seite, die man mir hinschob, sofort auseinander und sortierte die Lettern; dann half ich bei der Arbeit am Titelblatt, das diesmal zur Weihnachtsfeier nach einem Linolschnitt sogar bunt sein sollte. Weil wir 180 Exemplare herausgeben wollten, mußte die Walze für jede der vier Farben 180mal über den Druckstock gerollt werden. Manchmal haben wir bis in die Nacht an der Maschine gestanden, waren aber auch dafür zwei Tage vor den Ferien fertig.“

*

Obige Schilderungen sind dem „Werdenden Zeitalter“ entnommen, der Zeitschrift des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung. Der heutige Leser wird sich nicht darüber wundern, daß jetzt alljährlich zwei Klassen ihr 9. Schuljahr auf der Insel Scharfenberg verleben. Die Werkstätten, der Wirtschaftsbetrieb, die Innungstradition, die Arbeitserfahrungen bieten dort besonders glückliche Voraussetzungen für die Aufgaben der Berufsfindung aus dem natürlichen unmittelbaren Erleben und Probieren heraus.

Wilhelm Blume

Die Söhne Haruns

Harun sprach zu seinen Kindern Assur, Assad, Scheherban:
„Söhne, werdet ihr vollenden, was ich kühnen Muts begann?
Seit ich Bagdads Thron bestiegen, bin von Feinden ich umgeben!
Wie befestigt ihr die Herrschaft? Wie verteidigt ihr mein Leben?“

Assur ruft, der feurig-schlanke: „Schleunig werb' ich dir ein Heer,
zimm're Masten, webe Segel, ich bevölk're dir das Meer!
Rosse schul' ich. Säbel schmied' ich. Ich erbaue die Kastelle.
Dir gehören Stadt und Wüste, dir gehorchen Strand und Welle!“

Assad mit der schlauen Miene sinnt und äußert sich bedächtig:
„Sicher schaff' ich deinen Schlummer, Sorgen machen übernächtig;
daß du dich des Lebens freust, bleibe, Vater, meine Sache!
Über jeden deiner Schritte halten hundert Augen Wache!“

Wirte, Kuppler und Barbiere, jedem setz' ich einen Sold,
daß sie alle mir berichten, wer dich liebt, und wer dir grollt.“
Harun lächelt. Zu dem Jüngsten, seinem Liebling, sagt er:

„Ruhst du?
Wie beschämst du deine Brüder? Zarter Scheherban, was
tust du?“

„Vater“, redet jetzt der Jüngste, keusch errötend, „es ist gut,
daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Volk aus
deinem Blut!
Über ungezählte Lose bist allmächtig du auf Erden,
das ist Raub an deinen Brüdern, — und du wirst gerichtet werden!“

Dein erhaben' Los zu sühnen, das sich türmt den Blitzen zu,
laß mich in des Lebens dunkle Tiefe niedertauchen du!
Such' mich nicht! Ich ging verloren! Sende weder Kleid
noch Spende!
Wie der Ärmste will ich leben von der
Arbeit meiner Hände!“

Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich, Herr,
ein Maurer sein!
Selber maur' ich mich in deines Glückes Grund und Boden ein.
Hörest du die Straße rauschen unter deinem Marmorschloß?
Morgen bin ich dieser Menge namenloser Tischgenoß. —

Blickst du nieder auf die vielen Unbekannten, die dir dienen,
einer segnet dich vom Morgen bis zum Abend unter ihnen!“

Conrad Ferdinand Meyer